

Die Zeitungszeit

Nr. 51

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Die Husterhütte.

Erzählung aus dem Erzgebirge von H. Ger.

(Fortsetzung)

Der Vorsitzende erklärte die Verhandlung für geschlossen. Der Gerichtshof zog sich ins Beratungszimmer zurück. Die Beratung dauerte nicht lange. Die Richter mußten schnell einig geworden sein, denn sie kehrten bald in den Saal zurück.

Mit erhobener Stimme verkündete der Vorsitzende das Urteil: „Herr Kommerzienrat Hartmann wird von Strafe und Kosten freigesprochen, und zwar aus folgenden Gründen: Der Gerichtshof hat der von dem Angeklagten gegebenen Darstellung in allen Punkten vollen Glauben geschenkt, weil alle inneren Gründe mit zwingender Beweiskraft für ihre Richtigkeit sprechen. Der Gerichtshof hat es absolut ausgeschlossen erachtet, daß ein Mann von dem Charakter und in der Lebensstellung des Herrn Kommerzienrats Hartmann unter anderen als den von ihm geschilderten Umständen jemals einen Schuß abgegeben hätte. Die entgegenstehenden Aussagen der Zeugen Klein und Nemec hat der Gerichtshof als gänzlich unglaubwürdig erachtet, weil sie, was bei der Jugend der beiden Zeugen leicht begreiflich, entweder auf Sinnestäuschungen oder Suggestion beruhen. Auch die Wahrnehmung, die der Förster Krüger gemacht haben will, ist für die Beurteilung des ganzen Vorganges irrelevant. Durch tausendfältige Beobachtungen ist erwiesen, daß schwer verletzte Menschen und Tiere, ehe die volle Wirkung der Verwundung eintrat, noch beträchtliche Strecken zurückgelegt haben. Im vorliegenden Falle hatte der Klein ein hohes Interesse daran, auf neutrales Gebiet zu kommen, um den Anschein zu erwecken, daß ihm ein Unrecht widerfahren sei. Es ist daher mit aller Bestimmtheit anzunehmen, daß der Klein alle Kräfte zusammengenommen hat und bis auf die Waldwiese gesprungen ist. Es besteht aber auch noch die weitere Möglichkeit, daß nach dem Fortgange des Herrn Hartmann und des Zeugen Nemec der Klein sich erst bis auf die Waldwiese geschleppt hat, so daß ihn der Zeuge Nemec, als er mit dem Schubkarren zurückkam, allerdings dort finden mußte. Also selbst wenn die Bekundung des Zeugen Nemec, daß er den Klein auf der Waldwiese gefunden hat, der Wahrheit entspricht, so ist dieser Umstand ohne jeden Belang. Andererseits hat der Gerichtshof

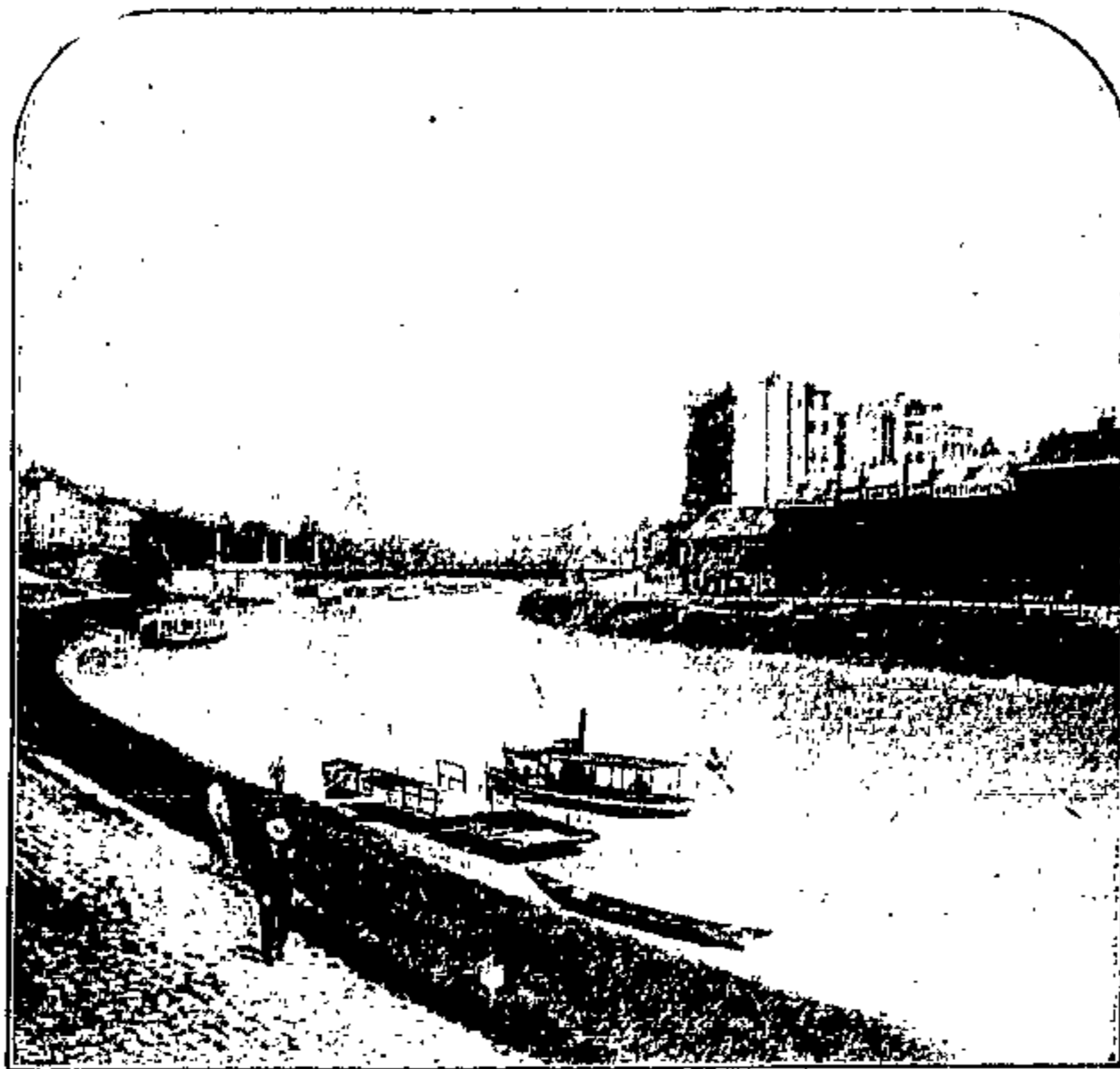
nicht verkannt, daß dem Förster Krüger eine moralische Mitschuld an dem bedauerlichen Vorgange trifft. Der Gerichtshof hat es zwar als selbstverständlich erachtet, daß der Förster Krüger dem Klein gewiß die Weisung gegeben hat, nur auf seinem, des Försters, Jagdgebiet zu bleiben. Aber der Förster hätte sich sagen müssen, daß Leute in den Jahren des Klein aus Jugendübermut leicht geneigt sind, dumme Streiche zu machen. Wenn der Klein für den groben Unfug, den er verübte, einen sehr schweren Denzettel bekommen hat, so ist das,

junger Klein fiel, der jetzt, nachdem die Verhandlung zu Ende war, auf seine Krücken gestützt, sich mühsam aus dem Saale schleppte, da verwandelte sich seine innere Heiterkeit in grimmiige Wut. Ja, der Bocherlbert hatte recht! Was er bisher immer nicht recht glauben wollte, heute hatte er es erlebt: Für den armen Menschen gab es im Klassenstaat kein Recht, mit dem wurde nur Schindluder getrieben.

Der Förster war, um den jungen Klein zu transportieren, mit seinem Jagdwagen nach der Stadt gekommen. Da im Wagen noch ein Platz frei war, bot ihn der Förster für die Rückfahrt freundlich dem Gotthold an. Gotthold machte auch von dem Anerbieten dankend Gebrauch. Kam er doch dadurch beträchtlich früher wieder nach Erlengrund und an die Arbeit.

Der Kommerzienrat begab sich mit seinen beiden Anwälten nach dem feinsten Restaurant der Stadt, dem Klublokal des vornehmen Jagdklubs. Dort hatten sich bereits die meisten Mitglieder des Jagdklubs, meist Rentner, Fabrikbesitzer und pensionierte höhere Beamte, eingefunden. Nach Schluß der Bureaustunden kamen auch die noch im Dienst befindlichen Beamten hinzu. Von allen wurde Herr Hartmann auf das lebhafteste zu der erfolgten Freisprechung beglückwünscht. Um das Ereignis gebührend zu feiern, ließ der Kommerzienrat eine ganze Batterie behelmer Flaschen anfahren. Bei den köstlichen Tropfen, die in den Gläsern perkten, wurde die Stimmung bald eine animierte, und als bei der Mittagstafel der Wigbold des Klubs in einem launigen Toaste in gelungenen Stegreifversen sehr humoristisch das Jagdabenteuer des Kommerzienrats mit dem zweibeinigen Hirsche schilderte, wollte die Heiterkeit und der Jubel kein Ende nehmen. Noch manchmal kicherten die Gläser mit fröhlichem „Waldmannsheil“ zusammen, ehe sich der Kommerzienrat zur Rückfahrt entschloß.

Es war bereits gegen Abend, als Herr Hartmann sich mit seiner Equipage Erlengrund näherte. Während der ganzen Fahrt hatte er halbblaut Totenlieder gesungen, die ihm von seiner Freiburger Zeit her noch im Gedächtnis haften. So vorzüglich war seine Stimmung, daß er seinem Kutscher eine von seinen besten Zigarren reichte und ihm befahl, sie während



Am Donaukanal in Wien.

vom menschlichen Standpunkt aus betrachtet, gewiß zu bedauern. Die Schuld daran trägt er aber einzig und allein selbst. Aus allen angeführten Gründen war der Herr Kommerzienrat Hartmann freizusprechen. Die Kosten werden der Staatskasse auferlegt.

„Von Rechts wegen!“

Auf Gotthold hatten die gesamten Vorgänge im Gerichtssaal — die grundverlogenen Behauptungen des Kommerzienrats, das Gebaren des Vorsitzenden, das Geschwatter der Advokaten — den Eindruck einer tollen Komödie gemacht. Bei der Verkündung des Urteiles wäre er beinahe mit einem lauten Lachen herausgeplatzt. Als sein Blick aber auf den

der Fahrt zu rauchen. Als die ersten Häuser von Erlengrund auftauchten, kam ihm ein Gedanke. Ein famoser Einfall. Frische Fische, gute Fische! Jetzt auch gleich noch in Erlengrund Gerichtstag halten! Ein Exempel statuieren!

Eine ziemliche Strecke von der Gusterhütte entfernt, ließ Herr Hartmann den Wagen halten und stieg aus. Die Arbeiter, die ihm entgegenkamen, hieß er umkehren und mitkommen. Auch die Leute aus der nächsten Hütte ließ er rufen. Auf dem Platze zwischen der Gusterhütte und dem Gusterhause machte er halt. Die Leute umstanden ihn mit verdüpten Gesichtern und härten teils ängstlich, teils neugierig, der Dinge, die kommen sollten. Auch in der Gusterhütte bemerkte man durch den offenstehenden Torweg den ungewöhnlichen Vorgang und der Gottlob trat vor die Tür, um zu sehen, was im Gange war. Sofort winkte ihn Herr Hartmann zu sich heran.

„Leute,“ begann der Kommerzienrat, „damit Ihr es wißt: Heute wird in der Gusterhütte das letzte Eisen gemacht! Das Eisengeschäft lohnt nicht mehr. Ich reiße die Hütten nieder und baue Sägemühlen dafür. Eine Hütte wird wohl noch dauernd weiter klappern können. Ursprünglich hatte ich dazu die Gusterhütte bestimmt, weil es die älteste ist. Sie sollte am längsten erhalten werden. Jetzt habe ich es anders beschlossen. Nun wird gerade die Gusterhütte zuerst eingerissen. Kannst Dich dafür bei Deinem mißratenen Nachwuchs bedanken, Gottlob!“

Für den Gustergottlob enthielt diese Mitteilung etwas ganz Unfassbares. Da er an dem roten Gesicht und den ganzen Bewegungen des Kommerzienrats erlah, daß dieser dem Wein reichlich zugesprochen hatte, hielt er das Ganze für einen der Scherze, wie sie der junge Herr in toller Laune schon öfters verübt hatte. Er sagte deshalb: „Der Herr Hartmann sollte doch mit uns Arbeitern und alten Leuten keine solchen Späße machen.“

„Spaß, Du meinst, es sei Spaß! Das ist in der Tat ein famoser Spaß,“ rief der Kommerzienrat mit lautem Gelächter. Nein, Gottlob, das ist Ernst, bitterer Ernst! Heute Abend hört die Gusterhütte auf zu klopfen. Von morgen ab wird ausgeräumt und dann sofort mit dem Abreißen begonnen. Die Pläne für den Neubau sind schon fix und fertig.“

Die Arbeiter sahen einander mit erschrockenem Gesichtern an. Was allen, seitdem sie die Nachricht gehört hatten, auf den Lippen schwebte, sprach der Gustergottlob nun mit der tonlosen Frage aus: „Was soll dann aber aus uns Hammer Schmieden werden?“

„Na, Gottlob, für Dich wird sich schon noch etwas finden. Auf die Sägemüllerei wirst Du freilich nicht mehr umlernen können, dazu bist Du doch schon ein zu alter Esel geworden. Und in allem, was nicht gerade Euren Eisenfram anging, seid Ihr Hammer Schmiede ja immer stochdumme Hornviecher gewesen. Aber im Holzgeschäft wird viel Fuhrwerk gebraucht. Da muß Holz aus dem Walde geholt und das geschnittene fortgebracht werden. Da kannst Du also Fuhrmann werden und mit den Leuten in den anderen Hütten wird es sich wohl ähnlich machen. Du kannst übrigens morgen gleich damit anfangen. Dem alten Bocherlump sein Lausbub, der Albert, hat große Raupen im Kopf. Der hört auf und macht fort von Erlengrund. Da kannst Du gleich dem sein Gespann übernehmen und in der Zwischenzeit, bis die Sägemüllerei in Gang kommt, Kohlen und Baumaterial fahren.“

Der Gottlob schlug eine gräßliche Lache auf. „Ein Guster Pferdkecht!“ schrie er.

„Na ja, Gottlob! Das bißchen Gotte-Güh wird schon noch in Deinen alten, vernagelten Verstandskasten hineingehen! Nun merke aber

auf, jetzt habe ich Dir noch etwas zu sagen.“ Die Stimme Hartmanns wurde hart und drohend. „Du sollst selbst also auf dem Werke ein Stück Gnadenbrot zu fressen bekommen, wenn Du es auch nicht verdienst hast, ich will Gnade für Recht ergehen lassen. Auch im Gusterhause kannst Du vorläufig noch bleiben. Aber Deinen mißratenen Lämmel von Jungen und Deine freche Dirne von Mädel, die dulde ich nicht vierundzwanzig Stunden länger in Erlengrund. Die müssen fort! Und wenn Du die nicht heute noch aus dem Hause hinauswirfst, dann jage ich Dich mit zum Teufel.“

Die Minna hatte, unter der Türe des Gusterhauses stehend, jedes der gesprochenen Worte gehört. Die Art, wie der junge Herr mit ihrem alten Vater umging, hatte sie schon tief empört. Als aber der Kommerzienrat von ihr selbst vor all den Leuten als von einer frechen Dirne sprach, da war es mit ihrer Selbstbeherrschung vorbei. Wie ein Sturmwind flog sie auf die Gruppe zu, bis dicht vor den jungen Herrn, dem sie mit zornsprühenden Augen zurief: „Sie wollen mich beschimpfen, Herr Hartmann? Sie! Ich bin ein anständiges Mädchen und keine Dirne! Aber Sie sind ein gemeiner Surenkler und ein ganz elender Wicht! Sie beschimpfen mich ja auch bloß, weil ich, statt Ihre Dirne zu werden, Ihnen mit Ehrfurchung gedient habe. Wissen Sie noch, wie es auf Ihrer Bude geknallt hat, Herr Kommerzienrat?“

Der Kommerzienrat war starr. Wenn der Blitz aus heiterem Himmel vor ihm in die Erde geschlagen hätte, konnte er nicht fassungsloser sein, wie über dieses Auftreten der Minna. Dann aber packte ihn wilder Zorn. Er erhob den schweren Mohrstock, um dem frechen Frauenzimmer für den unerhörten Schimpf, den sie ihm vor seinen Arbeitern angetan hatte, auf der Stelle eine derbe Bückigung zu erteilen.

Doch die Minna war, als der Kommerzienrat nur die erste Bewegung mit dem Stocke gemacht hatte, mit der rechten Hand blitzschnell in ihren Busen gefahren und ebenso schnell mit etwas Blinkendem wieder herausgekommen. Keinen Zoll breit wich sie zurück. Das Gesicht weiß wie das einer Marmorstatue; die Zähne fest zusammengebissen; die Nasenflügel bebend; in den unnatürlich erweiterten Augen wilde Entschlossenheit; die Rechte fest den Dolchgriff umklammert, zum Stoße bereit, so stand sie, den Schlag erwartend, dem Kommerzienrat gegenüber.

Dem aber fuhr es, als er die Minna in dieser Stellung, mit dem blinkenden Dolche in der Faust sah, eiskalt durch den ganzen Körper. Das war kein verflantes sächsisches Proletariemädchen, das ihm gegenüberstand; das war das Kind des Südens, das voll flammender Leidenschaft bereit stand, sich auf den Gegner zu stürzen, um blutige Rache für erlittene Unbill zu nehmen.

Unter solchen Umständen hielt es der Kommerzienrat für geraten, es bei der bloßen drohenden Geste bewenden zu lassen. Aber wenn er auch sein erstes Vorhaben hätte ausführen wollen, so würde er doch nicht dazu gekommen sein. In demselben Augenblick, in dem er den Stock zum Streiche erhob, traf ein mit großer Wucht geführter Schlag seinen Oberarm, so daß der Arm sofort kraftlos am Körper herunterfiel und der Stock seiner Hand entglitt. Zugleich drangen die Worte an sein Ohr: „Lump elender, erst Frauen beschimpfen und dann noch schlagen wollen!“

Vor dem Hüttenortweg stehend, waren der Bocherlump und der Gotthold Zeugen des ganzen Vorganges. Der Albert wollte gerade mit seinem Gespann aus der Hütte fahren, als Herr Hartmann zu reden anfing. Er hielt die Pferde an und hörte zu. Gotthold, der noch das große Schüreisen in der Hand hielt, tat das

gleiche. Als der Kommerzienrat von seinem Vater als alten Lumpen und von ihm als Lausbuben sprach, stürmte es mächtig in der Brust Alberts; doch er bezwang sich. Als aber der junge Herr sich anschickte, die Minna zu prügeln, da gab es kein Halten mehr. Daß die Minna in Kampfstellung stand und bereit war, sich selbst zu verteidigen, das konnte weder er noch der Gotthold sehen, da der Kommerzienrat gerade vor der Minna stand. Mit dem Albert stürmte auch der Gotthold los. Doch der Albert war der flinkere. Mit wahren Pantherprüngen durchmaß er die kurze Strecke, unterwegs die Peitsche umdrehend, das dicke Ende des Stieles nach oben nehmend.

Als der Kommerzienrat den Schlag auf den Arm empfing, stieß er einen lauten Schmerzensschrei aus. Rasch drehte er sich um. Als er die beiden wutschnaubenden jungen Männer sah, der eine bewaffnet mit einer großen Peitsche, der andere mit einer schweren Eisenstange, da befiel ihn ein Grausen, ähnlich jenem, das Menschen empfinden, unter deren Füßen plötzlich die Erde bebt. In seinem ganzen Leben hatte er nur gekrümmte Rücken und demütige Gesichter gesehen und unterwürfige Worte gehört. Da war er sich als ein furchtbarer forscher Kerl vorgekommen. Bei dem Anblick der drei jungen Leute jedoch, über die er keine Macht mehr besaß, weil sie nichts mehr von ihm zu fürchten hatten und denen nach ihrer Haltung alles zuzutrauen war, da überkam ihn eine namenlose Angst um sein Leben. Was konnte es ihm nützen, wenn dieses Böbelvolk später ins Gefängnis gesteckt wurde, wenn es ihn halbtot prügelte oder wenn er gar sein Leben einbüßte? Außerdem hatte er keine Waffe; der Arm war ihm zerkratzt, und die Erlengrunder waren, statt ihm beizustehen, bei dem Anblick des von der Minna gezielten Dolches voll Entsetzen nach allen Richtungen davongelaufen, um nicht länger Zeugen eines so gräßlichen Schauspielers zu sein. Sein Kutscher kam ihm auch nicht zu Hilfe. Der saß weitab gravitatisch in streng vorschrittmäßiger Haltung auf dem Boß. Wahrscheinlich weil er der Meinung war, daß ihm die Privatangelegenheiten seines Herrn nichts angingen, oder weil er es nicht für ratsam hielt, sich in Auseinandersetzungen solcher Art, als unberufener Dritter einzumischen.

In dieser Situation, die der Kommerzienrat blitzschnell überschaute, hielt er es für das Beste, von der Stelle, wo er Gerichtstag halten wollte, auszureißen, was er nur laufen konnte.

Doch dem Bocherlump ging es wie dem Löwen, wenn er Blut geleckt hat. Es war wie wenn die Empörung über die unendlichen Leiden, die der Vater durch Jahrzehnte erduldet hatte, urplötzlich, Wiedervergeltung heischend, mit elementarer Wucht bei dem Sohne zum Ausbruch kam, dem heißblütigen jungen Manne alle Besinnung und Selbstbeherrschung raubend.

So schnell der junge Herr auch rannte, der Albert war ebenso schnell hinter ihm, mit der Peitsche ununterbrochen auf den feisten Buckel des Kommerzienrates dreschend. Als der Letztere endlich keuchend bei seinem Gespanne angekommen war, und sich so schnell, wie er es mit Hilfe nur eines Armes vermochte, in den Wagen schwang, gab ihm der Albert mit den Worten: „So, Du geiler Lump, nun ist die Rechnung beglichen von damals, als Dein Vater den meinen geprügelt hat“, einen letzten kräftigen Hieb auf den beim Einsteigen prall angespannten Unausprechlichen.

Herr Hartmann ließ sich wie tot in die Kissen fallen. Der Wagen raste davon und hielt schon nach einigen Minuten vor dem Herrnhause. Auf seinem Zimmer angekommen, schrie der Kommerzienrat, als man ihm den Rock auszog, so fürchterlich, daß die ganze Dienerschaft zusammenlief. Der rechte Arm war zweifellos gebrochen. Dem Kutscher wurde daher die

Weisung, sofort mit dem Wagen, was die Pferde nur laufen konnten, wieder nach der Stadt zu fahren, um einen Arzt zu holen.

Frau Hartmann tat sehr besorgt um ihren Mann. „Siehst Du, Lieber“, flötete sie, „das hast Du nun von der Sorge um Deine Leute, daß Du von dem Päck noch halbtot geschlagen wirst. Vor unseren Augen da stellt sich das Volk als ganz ergeben, aber wenn es erst unter sich ist, da läßt es kein gutes Haar an uns. Ich habe es schon mit angehört, wie schändlich hinter unserem Rücken über uns gelästert wird. Dein Vater hat eben mit seiner ewigen Liebe und Güte die Leute völlig verdorben. Du mußt ein ganz strenges Regiment einführen, Männer, anders ist mit diesem Arbeitergesindel überhaupt kein Auskommen.“

Doch der Kommerzienrat stöhnte nur. Er war in seinem Leben noch nicht krank gewesen; nun er zum ersten Male Schmerzen ertragen sollte, brach er zusammen und gebärdete sich wie ein kleines Kind. Er begann zu fiebern und mußte schleunigst ins Bett gebracht werden.

Die drei von dem „Arbeitergesindel“, die es verschuldet hatten, daß der „Gerichtstag“ so ganz anders verlaufen war, als Herr Hartmann sich ihn gedacht hatte, standen nach dem Fortfahren der Hartmannschen Equipage noch eine ganze Weile wie gebannt an ihren Plätzen. So schnell hatte sich alles abgespielt, so unwiderstehlich waren sie von der feilschen Erregung zum Handeln getrieben worden, daß sie jetzt selbst über das Geschehene überrascht waren. Doch die Spannung löste sich bei den jungen Leuten bald in einem herzlichen Lachen. Das Bild war doch auch zu komisch gewesen, wie der Kommerzienrat mit seinem Orden auf der Brust erst breitspurig, wie ein aufgeblasener Trut- hahn dagestanden hatte, und dann plötzlich, gleich einem beim Wurstdiebstahl ertappten Räter davongerannt war.

Mit dem befreienden Lachen war in die jungen Leute Leben und Bewegung zurückgekehrt. Nur der Gusterlottob stand noch immer unbeweglich, als wenn er durch ein Naturereignis in eine wildfremde, ihm völlig unverständliche Welt, versetzt worden wäre.

Der Albert warf die Peitsche fort. Er schämte sich jetzt, daß er sich soweit hatte hinreißen lassen. Doch der Gotthold, der richtig vermutete, was in der Seele Alberts vorging, rief ihm zu: „Da mache Dir keine Gedanken darüber, daß Du dem Kerl eine Tracht verabfolgt hast. Das war kein Unrecht. Der hätte noch hundertmal mehr verdient, schon um des armen Kleins wegen, den er freventlich um das ganze Lebensglück gebracht hat.“

„Was wird aus uns, Gotthold?“ fragte die Minna jetzt. „Wir müssen ja aus dem Hause!“

„Das beste ist,“ rief Gotthold kurz entschlossen, „wir schließen uns dem Albert an. Unseres Bleibens ist in Erlengrund ja doch nicht mehr. Je schneller wir fortkommen, desto besser ist es; man weiß nicht, was der Kerl in seiner Wut noch gegen uns ins Werk setzt. Wir ziehen gemeinschaftlich in die Fremde. Ein Unterkommen wird sich schon finden; wir verhungern nicht.“

„Ganz richtig,“ pflichtete Albert bei. „Fort müßt Ihr so wie so, da könnt Ihr auch gleich mit mir mitkommen. Packer schnell Eure Sachen zusammen! Ich habe bereits gepackt und bin fertig zur Abreise. Was Ihr vorläufig nicht braucht, laßt Ihr bei dem Gottlieb, zu dem wir doch noch hinaus müssen, um Abschied zu nehmen.“

Die Minna war mit dem Vorschlage einverstanden. Es gab ja auch keinen anderen Ausweg. Mit großer Hast machten sich die Geschwister ans Einpacken, während Albert vor dem Hause wartete. In einer halben Stunde waren die beiden reisefertig. In zwei Bündeln hatten sie die notwendige Wäsche und sonstige

Kleinigkeiten zusammengeschmürt. Was sie sonst noch an Kleidern und Wäsche besaßen, war in einem großen Paket vereinigt, das bei dem Onkel Gottlieb bleiben sollte.

Der Gusterlottob hatte sich in die Stube begeben. Es begann bereits zu dunkeln, als der Gotthold und die Minna zu ihm traten um Abschied zu nehmen. „Wir müssen fort, Vater,“ sagte der Gotthold. „Du hast ja mit angesehen, wie sich alles zugetragen hat. Unsere Schuld ist es nicht, daß wir Dich verlassen müssen. Wir hätten Dir gerne auf Deine alten Tage zur Seite gestanden, aber wir werden Dich auch in der Fremde nicht vergessen.“

Der Gottlob sagte kein Wort und machte auch keine Bewegung. Mit völlig ausdruckslosen Augen starrte er ins Weite. Die Minna überkam ein tiefes Mitleid mit dem alten Manne. Wenn sie auch nie mit ihm harmoniert hatte, so war er doch immer ihr Vater, der nun ganz allein da stand, und auf seine alten Tage mit dem Aufhören der Hammerhämmererei aus dem gewohnten Geleise gerissen und in ganz neue Bahnen geschleudert wurde. Sie konnte sich denken, wie schwer das dem mit äußerster Fähigkeit am Hergebrachten Hängenden ankam. Weinend umarmte sie ihren Vater.

Da kam plötzlich wieder Leben in den Gottlob. Festig schüttelte er die Minna ab und schrie seinen beiden Kindern zu: „Fort! Fort! Ihr seid mir nie Kinder gewesen und jetzt treibt Ihr mich auch noch aus der Husterhütte. Ausdrücklich hat er gesagt, daß ich mich bei Euch bedanken soll, wenn die Husterhütte aufhört zu existieren.“

Da jeder Versuch, den alten Mann eines Bessern belehren zu wollen, vergeblich gewesen wäre, gingen die beiden mit einem letzten „Seh wohl, Vater!“ traurig aus der Stube und aus dem Hause. Draußen hörten sie noch, wie der Gottlob mit heiserem Lachen schrie: „Pferdeknecht werden! — Gnadenbrot fressen! —“

Albert holte seine Sachen, und so schnell sie es mit ihren Lasten vermochten, strebten alle drei der Köhlererei zu. Der Albert wurde dort zum Abend erwartet, weil ja seine Abreise feststand und er noch, um am anderen Tage frühzeitig in Chemnitz zu sein, die Nacht durchmarschieren wollte. Um den Abschied würdig zu feiern, hatte der Gottlieb sich für diesen Abend eine starke Abweichung von seinem gewöhnlichen Speisezettel gestattet. Ein Kaninchenbraten dampfte auf dem Herde und verbreitete einen gar angenehmen Duft, wie er selten genug durch die Köhlerhütte zog. Auch in quantitativer Hinsicht hatte der Gottlieb gesorgt. Hielt er es doch für selbstverständlich, daß die Minna und der Gotthold dem Albert das Geleite geben würden. Da sollten sie auch am Abschiedessen teilnehmen.

Für den Gottlieb bedeutete der Fortgang des Albert einen herben Verlust. Die Winterabende, in denen der junge Mann ihm die Lassalleschen Schriften vorgelesen hatte, waren die köstlichste Zeit seines Lebens gewesen. Er hatte kaum immer die Fortsetzung erwarten können. Und die herrlichen Unterhaltungen, die sich an die Vorlesungen geknüpft hatten! Mit jedem Tage hatte er den Albert mehr bewundert, wegen des scharfen Verstandes, mit dem dieser die Grundgedanken der Lassalleschen Lehre erfaßt hatte, und sie zu erläutern verstand. Der geistige Horizont Gottliebs hatte sich dabei unendlich erweitert. Alles, was er mit seinem grübelnden Nachdenken nie zu ergründen vermocht hatte, lag nun sonnenhell vor seinem geistigen Auge. Ein seliges Glücksgefühl war damit über den Gottlieb gekommen. Unendlich dankbar war er dem Albert, daß dieser ihm die Lassalleschen Geisteskräfte zugänglich gemacht und ihn auf eine Höhe hinaufgeleitet hatte, von der aus die großen Zeit- und Streitfragen, frei von allem Beiwert, in

ihrem innersten Wesen und in ihrer Bedeutung für das arbeitende Volk klar zu erkennen waren.

Aber so sehr es den Gottlieb auch schmerzte, daß er nun nicht mehr mit dem Albert weiter studieren konnte; daß der junge Pöcher von Erlengrund fort und in die Welt hinaus mußte, stand auch für den Gottlieb außer allem Zweifel. War er doch fest davon überzeugt, daß der Albert es zu etwas ordentlichem bringen würde. Nachdem auch noch die Minna ihm unter heißem Erröten ihre heimliche Verlobung mit Albert gestanden hatte, war seine Zuneigung zu dem jungen Manne noch mehr gewachsen. Ging doch die Zukunft seines Herzblattes jetzt ganz von dem Schicksal ab, das dem Albert auf seinem Lebenswege beschieden sein würde.

Durch die anregenden Unterhaltungen, die er mit dem Albert gepflogen hatte, war dem Gottlieb der Gedankenaustrausch mit einer gleichgestimmten Seele zum Bedürfnis geworden. Er begriff jetzt kaum noch, wie er die vielen Jahre so in voller Einsamkeit, nur mit seinen Gedanken beschäftigt, hatte hinbringen können. Nach langem Ueberlegen, wie er sich wohl einen Gesellschafter verschaffen könnte, war er darauf gekommen, den alten Pöcher zu bitten, zu ihm in die Köhlerhütte zu ziehen. Platz war genug vorhanden, und was sie beide zum Leben brauchten, das warf die Köhlererei reichlich ab. Der Pöcher hatte das Anerbieten freudig angenommen. Nach der langen Winternacht, die er im Hüttenwinkel zugebracht hatte, saß er jetzt den ganzen Tag vor der Köhlerhütte, sich in der lauen Frühlingsluft sonnend. Die Gewißheit, ein Plätzchen zu haben, an dem er Sommer wie Winter gleich behaglich seine Tage hinbringen konnte, ohne herumgestoßen zu werden, oder in einem stockfinsternen Loch zu stecken, hatte den alten Mann in die glücklichste Stimmung versetzt. Dabei machte er sich dem Gottlieb, soweit ihm dies bei seiner Gebrechlichkeit nur irgend möglich war, wo er wußte und konnte, nützlich. Ganz besonders dadurch, daß er aufmerksam die Meiler beobachtete, während der Gottlieb sich einige Stunden Ruhe gönnte. Zum ersten Male während seiner Köhlerfähigkeit konnte dieser nun ruhig schlafen, ohne von der Sorge um die brennenden Meiler aufgeschreckt zu werden. Schon dadurch allein war dem Gottlieb sein „Kampagnon“, wie er den Pöcher scherzhaft nannte, nach kurzer Zeit unentbehrlich geworden. Ganz abgesehen davon, daß er mit dem Pöcher in der verständigsten Weise über alles reden konnte, was ihm im Kopfe herumging.

Das Essen stand bereits fertig da, als Schritte und Stimmen sich der Köhlerhütte näherten. Gottlieb hörte sofort, daß es die Erwarteten waren. Vor die Tür tretend, begrüßte er die Nahenden, war jedoch sehr überrascht, als er bei dem Eintreten der drei in den aus der Hütte fallenden Lichtkreis bemerkte, daß auch der Gotthold und die Minna mit Bündeln beladen waren. „Was soll denn das heißen?“ fragte er, als alle in die Hütte eingetreten waren, den Gotthold und die Minna. „Das sieht ja so aus, als ob Ihr auch auswandern wölltet!“

„Das sieht nicht nur so aus, das ist so,“ antwortete Gotthold und erzählte dann weiter, was sich am Vormittag im Gericht und gegen Abend vor der Husterhütte abgespielt hatte.

Der Gottlieb wie der alte Pöcher kamen aus dem Stammen gar nicht heraus. Als der Gotthold erzählte, wie die Minna dem jungen Herrn heimgeleuchtet hatte, da strahlte der Gottlieb vor Vergnügen über seinen tapferen Liebling, und als er über die Exekution berichtete, die der Albert an dem Kommerzienrat vollzogen hatte, da lachte der alte Pöcher so fröhlich wie damals im Hüttenwinkel, als der Seff von der Krankheit des alten Herrn erzählte.

„Nun aber zum Essen,“ rief der Gottlieb, als Gotthold mit seinem Bericht fertig

war. „Mir läuft schon seit einer Stunde vor Appetit das Wasser im Munde zusammen, und Euch tut eine ordentliche Stärkung für den weiten Weg, den Ihr vor Euch habt, auch not. Es ist mir gut, daß ich reichlich gekocht habe, da könnt Ihr alle tüchtig einbauen.“

Während des Essens gab der Gottlieb, bei dem die am Vormittag in der Gerichtsverhandlung erhaltenen Eindrücke noch nachwirkten, der Befürchtung Ausdruck, daß der Vorgang vor der Gasterhütte für den Albert vielleicht noch schlimme Folgen haben könne, und daß der Kommerzienrat möglicherweise gar Rache am Gottlieb und am alten Pöcher nehmen werde.

Der Albert war sorglos. „Wenn wir nur erst aus Erlengrund fort sind,“ meinte er, „nachher kann die Sache nicht mehr schlimm werden.“

Wacht uns der Hartmann dann den Prozeß, so stehen unsere Parteifreunde uns bei. Wir decken die ganzen Zustände hier auf und blamieren den frisch deforzierten Kommerzienrat vor der ganzen Welt.“ — „Seid unbesorgt, Kinder,“ mischte sich der Gottlieb ein. „Was mich anlangt, so reicht die Macht der Hartmanns, so groß sie auch ist, nicht bis an die Köhlerel. Meine Glitte steht auf staatlichem Grund und Boden und ich habe den Konsens auf Lebenszeit. Und dann ist auch unser jetziger Förster ein viel zu vernünftiger Mann, als daß er sich zu einem Werkzeug der Hartmannschen Rache machen ließe. Holzkohlen werden auf dem Wert auch weiter noch für die Walzwerke und für

die Hochöfen gebraucht. Außerdem meinte der Förster schon, daß nach Fertigstellung der neuen Kunststraße sich auch in das Niederland reichlich Absatz eröffnen werde, so daß man in Zukunft auf das Werk als Abnehmer überhaupt nicht mehr so wie bisher angewiesen sei.“

Und wenn alle Stränge reizen, und der Kommerzienrat wirklich gerichtlich gegen Euch vorgeht, dann habe ich noch ein letztes Mittel, ihn gefügig zu machen. In der Vergangenheit der Hartmanns ist mehr als ein dunkler Punkt. Von einem bin ich ohne mein Zutun Mitwisser geworden. Ich werde das Geheimnis mit in das Grab nehmen und habe auch niemals davon Gebrauch gemacht, obgleich die Hartmanns mir bedingungslos für mein Schweigen einen kleinen Posten gegeben, oder eine Jahresrente ausgekehrt hätten, wenn ich es gefordert hätte. Das wäre jedoch eine gemeine Handlungsweise gewesen. Lieber würde ich noch viel härter, als

es ohnehin geschehen ist, gearbeitet haben, ehe ich von den Hartmanns auch nur einen Pfennig angenommen hätte. Ein anderes aber ist die Notwehr. Da ist jedes Mittel recht, wenn es nur Erfolg hat. Und ich brauche nur zu winken, dann verzichtet der Hartmann auf jeden Prozeß.“

Damit wurde dem Gottlieb und der Minna leichter ums Herz. Denn nachdem die Erregung von ihnen gewichen und ruhiger Ueberlegung Platz gemacht hatte, war ihnen doch um den Albert bange geworden. Eine Bestrafung wegen Körperverletzung würde dem Albert ja zeitweilig einen Makel angehängt haben. Nun diese Sorge von ihnen genommen war, sprachen die jungen Leute dem Essen um so tapferer zu. Der Gottlieb sah mit großem Vergnügen, wie es seinen Gästen mundete. (Schluß folgt.)



Wiener Straßentypen.

Wien.

Ein süddeutsches Städtebild. Von Sigmund Kaff.

(Fortsetzung)

Lebt der Volksprater noch immer seine Anziehungskraft auf die vielen aus, die mit den bescheidensten Mitteln sich den Genuß heiterer Geselligkeit — und sei es auch nur eines „Fünfkreuzertanzes“ in den mehr als einfachen Ballsälen der Bierhallen — verschaffen wollen, so zieht der „Nobelprater“ die Menge derjenigen an, die sich in den Kaffeerestaurants — da gibt es keine plebejischen „Wirtshäuser“ — die bessere Militärmusik anhören, die Korsofahrt der reichen Müßiggänger oder das Pferderennen in der Freudenau ansehen wollen. Hier gibt es noch schattige Alleen und Wiesenplätze, indes der Volksprater schon fast ganz verbaut und zu einem richtigen Zinskaserneviertel geworden ist. Wer freilich die intimen Reize des

Praters kennen lernen will, wird gegen die Donau zuwandern, in die baumbesetzten Auen, das romantische Gebiet der Großstadtpiraten, die es aber nicht auf die spärlichen Schiffe des Donanstroms, sondern auf die harmlosen Spaziergänger abgesehen haben, welche es sich etwa beifallen lassen, eine Nacht an der „schönen blauen“ Donau zu verleben. . . Wien selbst ist von dem sagenhaften Nibelungenwasser ziemlich weit entfernt und berührt nur eine kurze Strecke mit seinen letzten Ausläufern (Industriebetrieben, Kasernen) das Ufer bei der sogenannten Reichsbrücke, die nach dem jüngsten Stadtbezirk Groß-Wiens, nach Floridsdorf führt, einem ruffigen Fabrikszentrum auf kahler Fläche. Floridsdorf aber liegt schon am nördlichen Ufer der Donau. . .

Wer den Prater mit dem modernen Wienerum im besten Sinne des Wortes kennen lernen und studieren will, muß freilich jenen Tag sich aussuchen, welcher der traditionelle Praterfesttag ist seit altersher: den ersten Mai. Das ist der Tag, nicht bloß der vielperzentigen Bourgeoisie, die sich von flinken „Gusen“ zum Lusthaus und von da wieder zurück zu dem Praterstern galoppieren läßt. Stolz lehnen die Damen der ganzen und halben Welt in den federnden Sissen des pfeilschnell dahinrasenden leichten „Gummiradlers“, aber auch zahlreiche Emporkömmlinge und reiche Spießbürger, die sich mal zeigen wollen, Becken und Gigerls beiderlei Geschlechts kutschieren da

in geschneigelter Fadhheit herum, als ob sie ihr Lebtag nur vom Aufscheritz die Welt zu betrachten gewohnt wären. Und zu beiden Seiten der langen Allee staut sich die gaffende Menge, die gedankenlose Plebs, die Masse der Bummeler, der die Menschen nur dann imponieren, wenn sie sich einen „Biersichtigen“ leisten können. Hat der Böbel in Seidenroben, der in diesen Karossen dahinrollt, nicht wirklich Recht, wenn er auf die bewundernden Gaffer mit Verachtung herabblickt? Er lebt zwar von der „notigen Bagasch“, wenigstens insofern, als die unendliche Gutmütigkeit derselben höchstens ein Gefühl des Neides auslöst, im übrigen aber das Herrenrecht der Wageninsassen anerkennt; doch fällt es den letzteren deswegen nicht ein, die Sache anders als selbstverständlich zu finden.

Ganz anders ist die Psychologie der Masse, die sich am ersten Mai in den ersten Nachmittags-



Die Ringstraße.

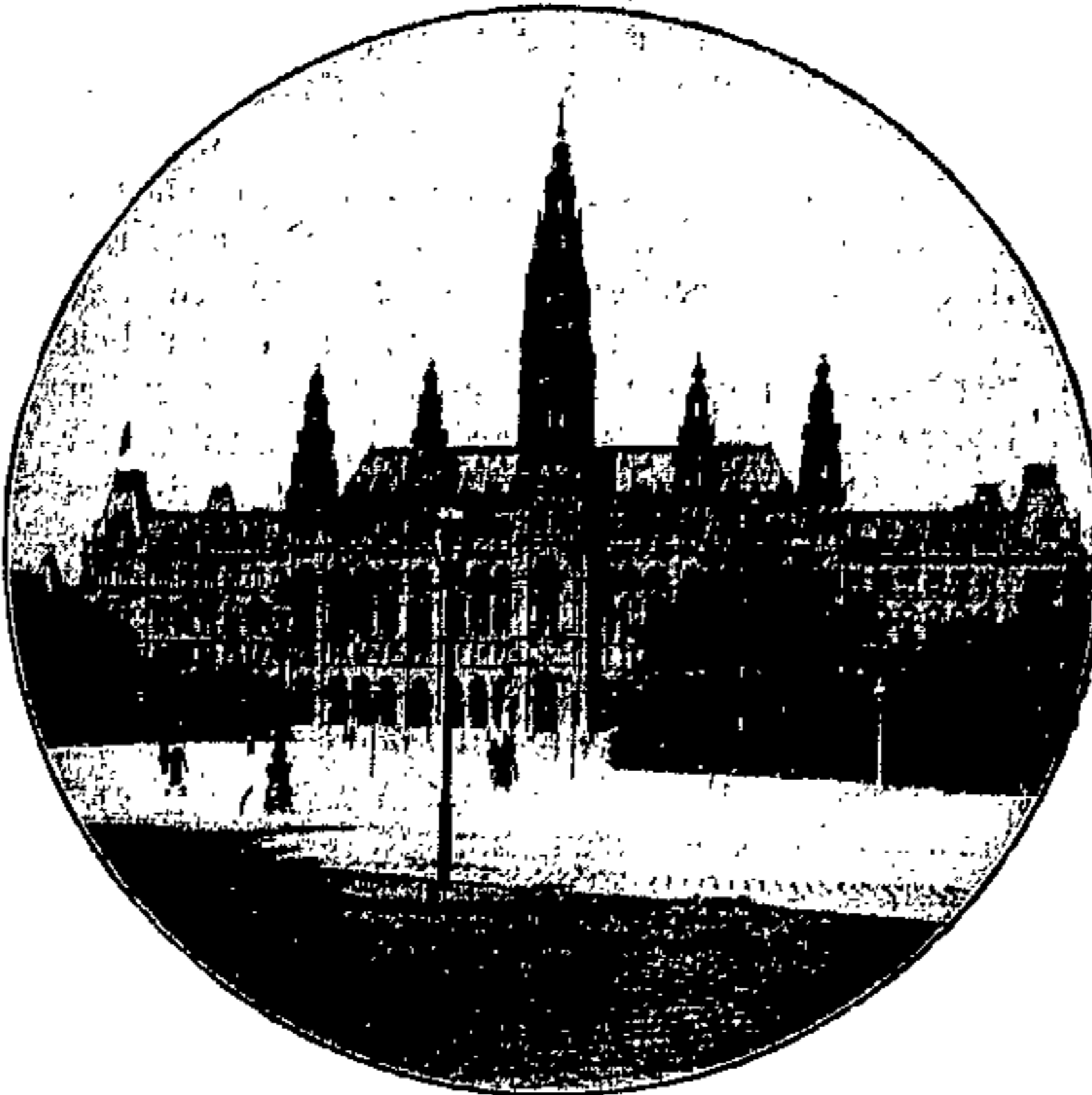
stunden in den Volkspark wälzt: das sind die Arbeiterbataillone, die Truppen der völkerebefreienden Sozialdemokratie. Fast militärisch geordnet ziehen sie dahin, mit Fahnen und Standarten, flankiert von Ordnern, die zu beiden Seiten der Fahrstraße die Polizei ersetzen, die sich bei dieser Gelegenheit mehr im Hintergrund hält, an der Spitze des unübersehbaren Ruges Radfahrer mit geschmückten Mädeln, in den Knopflöchern rote Nelken und das Maifestzeichen, Männer, Frauen und Kinder von allen Altersstufen, heiteren Angesichts und doch zielbewußten Blickes. . . . Und merkwürdig! Diese Zehntausende werden viel mehr bewundert als die Vertreter der „oberen Zehntausend“, die sich einige Schritte daneben von ihren Rossen in die Freudenau zum Rennen oder mindestens zum Lusthaus tragen lassen. —

Wer den Wiener Prater kennen lernen will, das Leben in diesem Milieu von Strom, Lu, Luft, Stadt und Ringeltangel studieren will, der muß am 1. Mai hinunterziehen mit den Zehntausenden Klassenbewußten Proletariern, die der Wiener Ursprünglichkeit erst die richtige Färbung verleihen und in das kapitalistisch-plebejische, feudal-gewerbliche Gemisch einen modernen Ton bringen. Wer freilich den Alt-Wiener Schlag zu sehen und zu beobachten Lust hat, der wird donauaufwärts nach Rudsdorf, Grinzing, Siebering wallen in die Weinreifer der Umgebung, die beim Rahlberg beginnen und sich längs der Hügel, in die der Wiener Wald verläuft, hinziehen. Eine wundersame, feine Landschaft, voll intimer Reize und Nimm. Hier reist ein guter kerniger Wein, mild-herb und süß-säuerlich wie die Leute, die ihn bauen und trinken. Diese Nebenhügel haben ganze Dichtergenerationen begeistert und vom alten Gorkow bis auf den jüngsten Jung-



Im Wirtelprater.

Wiener Poeten ist die Schönheit dieses Erdsteds besungen und gepriesen worden. Wohl kann man auch sonst an der Donau manch guten Tropfen schlürfen: im Stiftskeller des frommen Klosterneuburg, in der sagenumspönnenen Wachau, dann südlich von Wien in Schaffstätten, Gumpoldskirchen, Bösau und wie die berühmten Orte des goldigen oder roten Nebensaftes heißen. Aber die größten Massen der „Weinbeißer“ — wie die Weinliebhaber hierzulande genannt werden — wallfahren doch in die „Heurigen“-Schenken am Fuße des Rahlberges. Und in die „Heurigen“-Schenken muß man gehen, wenn man seinen Durst mit einem bodenständigen Tropfen löschen will. Dort, wo der grüne „Buschen“ winkt, eine Harmonika mit der Geige um die Wette Wiener Kleider dudelt, wo man pfeift und mit den Fingern schnalzt, dort laß dich ruhig nieder, um mitzusingen, mitzupaschen und vor allem, um mitzutrinken. Denn da ist der „Heurige“ — der junge Wein — zu Hause, wenn auch nicht ganz ohne Wassertaufe, aber doch in der Regel echt und kernig und „resch“ prickelnd. Da sitzen sie, die ehrsamten Spießer, die Bürger vom Grund, kleine Beamte, Geschäftsleute und Handwerker, Stützen der Mittelstandspolitik, die gerne über die „Sozi“ schimpfen und über



Wiener Rathaus.

die Regierung rasonieren, untermischt mit Vertretern anderer Gesellschaftsklassen. Von Traurigkeit gar keine Spur, alles voll „Ganur“, denn der Wirt, ein Weinbauer (bauer) sorgt schon dafür, daß bald alles in Stimmung kommt, indem er Sänger auftreten läßt, wenn er nicht gar selber was zum Besten gibt. Die Sänger sind es nicht immer gerade von Beruf, sondern oft wohlgenährte Fleischhauer oder Fiaker oder „mindere“ Leute, die den kernfesten Wiener repräsentieren, um sich ein kleines Nebeneinkommen zu verschaffen, das mitunter nicht einmal so klein ist. Meist findet man ein Spielerquartett zusammengestellt, das irgendeinem Volksänger als Orchester dient und seine Wiener Gesangeln mit Violine, Gitarre, Klarinett und Ziehharmonika begleitet. Für Antialkoholiker ist da ebenso wenig Platz wie für Melancholiker; man muß trinken und singen oder doch wenigstens durch „Paschen“ seine Anteilnahme an der allgemeinen Heiterkeit kundgeben. Wer das nicht tut, hat keinen Genuß von der Sache; aber meistens tut es jeder. Denn der Wein weckt die toten Geister, hebt sie in höhere Regionen und damit man trinken kann, hält der Wirt allerhand appetit-reizende Fleisch- und Wurstwaren feil, die übrigens auch bei Wanderhändlern zu haben sind. Ein Haus- oder Land-Wieschtes ist ebenso



Auf dem Rahlmarkt.

wenig zu verachten wie scharfe Salami oder Veroneser Wurst, denn sie machen Durst, womit dem Gaste und dem Wirte zugleich geholfen ist. —

Es gibt natürlich feine und weniger feine Heurigen-schenken und demgemäß ist auch das Publikum verschieden. Wer den besten Wein hat, dort findet sich die zahlungsfähige Menge ein. Denn der Wiener läßt sich's was kosten, wenn er seinen Gaumen angenehm kitzeln kann. Doch findet sich auch für weniger verwöhnte Zungen manch annehmbarer Tropfen. Freilich: Gans'n, Enten, Gendeln, Fisch, laufen da nicht über'm Tisch. Aber die ungebundene Lustigkeit ist überall zu Hause und an späten Sommerabenden — wie übrigens auch im Frühjahr, Herbst und Winter — kann man zahlreiche wandende Gestalten sehen, die voll des „süßen“ Weines, selig im Nachgenuße, am Arme ihrer Frauen, Mädeln und Freunde, heimwärts ziehen, wobei manch unheilig Lied den feuchten Stehlen entsteigt zum Beweise dafür, daß Bacchus keine düsteren Prozessionen duldet.

Aber Wien ist auch eine Stadt der Arbeit. Trotzdem sich die Provinzen („Kronländer“) von Wien in mancherlei Beziehung emanzipiert haben und noch emanzipieren, ist Wien noch immer politisch und wirtschaftlich das Zentrum des buntgegliederten Staatswesens, das man unter dem Sammelnamen Oesterreich kennt. Auch in wissenschaftlicher, literarischer sowie in künstlerischer Beziehung läßt sich seine kulturelle Führerrolle nicht bestreiten. Wenngleich andere Landeshauptstädte industriell, kommerziell oder national wichtige Mittelpunkte sind, so sichert doch der Umstand, daß alle geistigen Fäden in Wien zusammenlaufen, diesem seine überragende Bedeutung. Vor allem trifft dies in



Am Stefansplatz.

wirtschaftlicher Hinsicht zu. Wien ist das größte Industriezentrum nicht bloß Oesterreichs, sondern Süddeutschlands. Sozial kommt dies freilich nicht völlig zum Vorschein. Denn Wien ist eine Stadt des Mittelstandes, des Kleinbürgertums in allen seinen Größenkategorien und Spielarten. Der petit Bourgeois, der Paris charakterisiert, prägt auch Wien seinen Charakter auf. Es ist kein hübscher Charakter, den er der Stadt verleiht; der engherzige, engbrüstige und engsinnige Zug, der sich im Leben der Stadt oft so unangenehm bemerkbar macht, hat die anderen Züge, von denen der Lokalpatriotismus so gern schwärmt, nahezu ausgelöscht oder doch abgeschwächt. Die fanatische Gehässigkeit, die der Merikalismus der Kleinbürgerlichen Bewegung ausdrückt, wandelte die Gutmütigkeit des Wienerers vielfach ins Gegenteil um. Aber die mächtige Arbeiterbewegung, die besonders in den letzten Jahren immer größere Massen in ihre Kreise zog, bildet ein starkes Gegengewicht. Denn die Arbeiterschaft Wiens steht bis auf wenige von den kommunalen Macht-habern abhängige Schichten im Banne des Sozialismus. Das ist um so staunenswerter, als der große Zufluß anderssprachiger und agrarischer Elemente die Klasse der Wiener Arbeiterschaft sehr mannigfaltig und verschiedenartig gestaltet. Insbesondere die slowakischen Gelegenheitsarbeiter, welche ein starkes Kontingent bilden, sondern sich von der übrigen Masse scharf ab. Das hängt aber wesentlich damit zusammen, daß diese Arbeiter keine ständige Beschäftigung in Wien haben oder, wenn schon dies der Fall ist, doch eigentlich nicht hier, sondern in ihrer Heimat wurzeln, der Mährischen Ganakei, wohin sie periodisch, nicht bloß, wenn sie arbeitslos sind, zurückkehren und von der sie bei starkem Arbeitsbedarf in Wien herbeieilen.

Neben den Slowaken gibt es noch zahlreiche andere slawische Arbeiter, überdies Italiener, die aber fast nur bei Erdarbeiten beschäftigt werden. Auch die Bauarbeit zieht Massen fluktuierender Proletarier an, die den Winter über in ihre Heimat zurückwandern. Der bodenständige Arbeiter, wenn dieser agrarische Ausdruck gestattet ist, hat daher in Wien sowohl in der Großindustrie wie im Kleingewerbe mit einer starken Konkurrenz zu kämpfen, die ihn zwingt, in ununterbrochener Organisations-tätigkeit die Frischlinge sich anzugliedern und zu assimilieren. Das ist denn auch in den letzten Jahren mit besonderem Eifer geschehen, und der Erfolg blieb nicht aus. Heute steht sowohl der slowakische Kohlenarbeiter wie der tschechische Tagelöhner in den großen Brauereien und Ziegeleien in der Organisation und noch mehr kann man das von jenen großen Massen slawischer Proletarier sagen, die in den Fabriken der Industrie und den Werkstätten des Kleingewerbes als qualifizierte Arbeitskräfte beschäftigt sind. Zwar ist in diesem der Wechsel sehr stark, weil der kleine Meister die kaum ausgelernten Lehrlinge entläßt, um neue unbezahlte Hilfskräfte zu gewinnen; aber trotzdem kann man diese slawischen Söhne zu

den sechsten Elementen Wiens rechnen, weil sie auch nach absolvierter Lehrzeit vor allem in ihrer neuen Heimat sich anfänglich zu machen bestrebt sind. Das „auf die Walz gehen“, wie es die Handwerksburschen in der vormärzlichen Zeit zu tun pflegten, ist nicht mehr üblich. Der Reiz des Wanderlebens ist dahin, es gibt angesichts der Naturalverpflegsstationen, der Polizeiarreste und sonstigen Einrichtungen des Kapitalistenstaates keine Romantik mehr und ein moderner Arbeiter verläßt seinen Platz in der Regel nur, wenn er muß oder wenn er einen besseren in sicherer Aussicht hat.

So konzentriert sich das Proletarierleben fast vollständig in den Städten und Industriezentren. Wien ist schon vermöge seiner günstigen geographischen Lage eine bedeutende Industrie- und Handelsstadt. Wiewohl der Mittelstand vorwiegt, besitzt es doch eine zahlreiche Großindustrie. Das stärkste Fabriksviertel ist der zehnte Bezirk, Favoriten genannt. Hier reißt sich ein Betrieb an den anderen und das Proletariat gibt selbst wirtschaftlich und politisch den Ausschlag. Nur der sechzehnte Bezirk, Ottakring, zeigt noch eine solche Konzentration, aber in diesem Teile Wiens ist auch viel Hausindustrie und Kleingewerbe zu Hause, während in Favoriten die Großindustrie unangefochten dominiert. Es ist kein reizvoller Aufenthalt, dieser zehnte „Sieb“, wie der Bezirk in der Volkssprache genannt wird. Wohl sind die Straßenzüge regelmäßiger als in den übrigen Teilen der Stadt; aber der Ruß und Rauch, der Lärm, der Maschinen und die proletarische Armut werden auf empfindliche Nerven ihre Wirkung nicht verfehlen. . . .

Die Geleise der Südbahn, die auf hohem Viadukt vom nahen Bahnhof abgehen, schneiden den zehnten Bezirk von den übrigen Stadtteilen ab. Die Geleise der Staatsbahn und der Donauländerbahn vervollständigen die Isolierung. Innerhalb des dadurch gebildeten Dreiecks, dessen Fläche zum erheblichen Teile aus unbebauten Gründen besteht und in welchem das sogenannte Laaer Wäldchen die einzige grüne Oase bildet, dehnt sich ein Gewirr von Häusern und Fabriken, von Binskasernen und Gebäuden aller Art. Lange Straßenzüge durchqueren das Gebiet von Nord nach Süd und von Ost nach West. Früh, mittags und abends, wenn Hunderte von Fabrikpfeifen gellend den Beginn oder Schluß der Arbeit anzeigen, wimmelt es von Scharen eifertiger Arbeiter und Arbeiterinnen, ein eindrucksvolles Bild großstädtischen Lebens, das in diesen Dimensionen in keinem Bezirke Wiens sonst gesehen wird. Und das ist an Sonn- und Feiertagen nicht viel anders. Denn an solchen Tagen strömen Tausende von Arbeitern in die Lagenburgerstraße, wo das Arbeiterheim steht, der Stolz des proletarischen Wien. Denn selbstverständlich hat sich vor allem das rote Favoriten ein eigenes Proletarierhaus gegeben, eine mächtige Burg, die trugiglich in der Reihe prächtiger Binskasernen steht, welche das christlich-soziale Kleinbürgertum und liberale Industrielle ihr eigen nennen. Schon von weitem erkennt

man das Haus der Arbeiter. Denn fast immer ballen sich da schwarze Menschenmassen zusammen, weil entweder eine Versammlung oder ein Kongreß eben begonnen hat oder zu Ende ist. Dann flattern auch zwei mächtige rote Fahnen vom obersten Stockwerk herab, wie von einem Kirchturm. . . .

Dies Favoritener Arbeiterheim ist der Sitz aller möglichen Organisationen: Deutsche und Tschechen, Maurer, Holzarbeiter, Metallarbeiter — die die Hauptmasse bilden, weil Favoriten der Sitz der Metall- und Maschinenindustrie ist — die politischen Vereine und „Behörden“, die Organisation der Frauen, kurz, alles bewegt sich im Arbeiterheim, das dadurch zum proletarischen Rathaus für den zehnten Bezirk wird. Bei Wahlen in den Gemeinderat, Landtag oder Reichsrat geht es da zu wie in einem Heereslager. Das Arbeiterheim bildet dann das sozialdemokratische Hauptquartier, aus dem die Ordonnanzgen zu Rad, zu Fuß nur so ein- und ausfliegen. Gegen Abend, nach Beendigung der Arbeit, wenn die Nebelhörner und Fabrikpfeifen gellen, sammelt sich im Arbeiterheim und außerhalb eine vieltausendköpfige Menge, die in ununterbrochener Bewegung das Haus mit dumpfem Gebräuse erfüllt.

Auch eine veritable Schlacht wurde da geschlagen: gelegentlich der Landtagswahlen im Jahre 1901 überfielen die Luegerpolizisten die Gäste des Arbeiterheims und demolierten dafelbst die Einrichtung. Eine Metalltafel an der Wand im Hausflur erinnert an dieses barbarische Rosakenstück der christlich-sozialen Polizei.

Seither ist das Arbeiterheim erst recht zum Mittelpunkt des proletarischen Lebens von Favoriten geworden. Hier konzentriert sich alles, was Anspruch macht, zum proletarisch-klaffenbewußten Wienertum zu gehören und das verblödende Anödeltum abgestreift zu haben. Dabei ist Favoriten nach wie vor eine Hauptpflanzstätte des fernigen Humors und der derben aggressiven Spottlust, die den Wiener charakterisiert. Wiewohl es mit seinen vielen Schloten und Essen einem Klein-Birmingham gleicht, so ist es doch hoch gelegen; die Südwinde lassen eine stickige Atmosphäre nicht aufkommen.

Wer Schön-Wien sehen will, der wird natürlich nicht lange dort weilen, sondern vor allem einen Spaziergang über die Ringstraße (wir geben im Bilde eine Ansicht von einem Teil dieser Straße; dieser Illustration, wie auch den übrigen Stadtansichten, liegen Photographien des Kunstverlages Alois Beer in Klagenfurt zugrunde) machen, die die innere Stadt umschließt und von wo aus die Straßenzüge nach allen Richtungen der Windrose ausstrahlen: in den zweiten Bezirk und den Prater, den vornehmen vierten Bezirk, das Kleinbürgerliche Margareten, das proletarische Ottakring, das reizende Notengebiet Währings und Döblings mit seinen prächtigen Rundblicken auf den mächtigen Donauström und seine Auen, den Kohlen- und Leopoldberg, den Hermannskogel usw.

(Schluß folgt.)

Der Wohltäter.

Skizze von Robert Grätzich.*

Der Malergehilfe Suchenbuch stand am Büfett, nippte hin und wieder an einem Fünfspennigsnaps. Lebensmüde sah er zu, wie

* Bei dieser Gelegenheit möchten wir auf das kürzlich im Verlage von Kadon u. Co. (Dresden) erschienene Buch unseres Autors hinweisen: „Naufes Lustreise und andere Wunderlichkeiten. Geschichten für Arbeiterkinder.“ (Pr. 1 Mk.) Wir können das von Robert Langbein reich illustrierte Büchlein als passendes Weihnachtsgeschenk für Proletarierkinder angelegentlich empfehlen. D. Red. d. „N. W.“

der Gastwirt Gerfkloy trotz aller Behäbigkeit mit flinkem Finger und wollenem Lappen die Bierhähne zum Glimmern brachte.

„Verfluchte Mährde,“ meinte Suchenbuch. „Zwölf Wochen arbeitslos, da hört eener 'n Dalles fing'n.“

„Ja,“ sagte der Wirt faul.

„Fredh sollt mer sin, in de Häuser gehen, die Buden abfrag'n: Is nisch zu malen? Nisch auszubessern?“

„Ja,“ sagte Gerfkloy wieder und stippete mit dem Zeigefinger nachdenklich in die Puzpomade.

„Ja — bei mir zum Beispiel wär gleich was zu tun, bißchen was zu verdienen.“

Suchenbuch zappelte. „So, so! Was denn? Wo denn?“

Der Wirt tat noch träger, als er von Natur schon war. „Nu — 's ganze Treppenhäus — ich wollte schon mal mit 'n Malermeister“ — er zeigte mit dem Puzlappen auf

die andere Seite der Straße — „mit dem wollt ich reden —. Eile hat's aber nicht...“

Ruchenbuch lief unruhig am Bierblech hin und her. „Na ja, Herr Herkloß! Ich hab doch Zeit jetzt, Herr Herkloß! Da kann ich's auch was billiger machen, als so'n Krauter!“ Und der Malergeselle trat in erregter Hoffnungsfreudigkeit von einem Fuß auf den anderen.

„Nu ja — wenn se Lust hammt —“ meinte Herkloß gleichgültiger und fauler denn vorher — „nu ja — meinswegen — wenn se wolln...“

Als wollte er das ganze Borortviertel neu pinseln, so ging er los am anderen Tage, der Malergehilfe Ruchenbuch. Alles schien ihm lächelnd, fidel, trotz des Schweinewetters auf der Straße. Die Mäbel und Farbenflaschen lächelten ihm zu mit breiten Mäulchen. Den Pinsel sah er zärtlich, aber fest und arbeitswild und die kleinen Beine trugen Ruchenbuchs ausgehungerten, leichten Körper hurtig die Malerleiter herauf und herunter. Oh! Die schöne Arbeit! Bis in die dritte Etage hinauf durfte er so den Pinsel über die Wandflächen laufen lassen... Und Ruchenbuch glättete mit der feierlichen Vorsichtigkeit eines sonntäglich gepuderten Menschen ab und zu den neugewaschenen, langen, weißgrauen Malerkittel. Sowoohl! einem Arbeiter ist's doch am wohlsten in seiner Arbeitskluft — bei der Arbeit! — Wenn's so fortginge! Ein Haus nach dem anderen! Dann einen Gehilfen einstellen — und ein Firmenschild: Guido Ruchenbuch, Malermeister. —

Wie das Frühstück rutschte! Als angehender Geschäftsmann wußte Ruchenbuch, was man einem Gastwirt schuldig ist, wenn man in seinem Hause verdient. Kein Frühstück unter fünf und dreißig Pfennig!

„Na Ruchen!“ meinten die Frühstücksgäste manchmal, „nu lebste wohl glei wieder über Dein Stand!“

Und Ruchenbuch lächelte ein immergleiches zufriedenes Lächeln, bei der Arbeit ebenso, wie wenn er frühstückend hinter zwei stattlich übereinander gestirnten Behufswürstchen saß. „Ja, der Herkloß is 'n anständiger Kerl — läßt kleinen Leuten auch was verdienen. Da bin'ch auch nicht so knausrig.“

In freudiger Aufwallung führte er bekannte Beute auf den Treppenflur, zeigte die in neuer, leuchtender Farbenreine strahlenden Wände, bestieg seine Leiter mit einem stolzen Schwung der kleinen, hurtigen Beine, wie ein Reiter, der sich selbstgefällig aufs Moß schwingt. Und den lieben, langen Tag, bei Regen und bei Sonnenschein tönte des Malergehilfen zufriedenes Geseife durchs Haus. Sanft und unaufdringlich klangen die dem Tempo der Arbeit angepaßten, flotten Weisen am Schlusse in jauchzende Triller aus.

„Ja! wenn man so selbständig arbeiten kann!“

Von Stufe zu Stufe rückte die Leiter, Tag um Tag versflogen im Arbeitsrausch, bis nur noch einige Quadratmeter Wand der neuen Farbenpracht harrten.

Ruchenbuch träumte einen goldenen Traum, als er am letzten Arbeitstage zum Frühstück in die Gaststube hinabstieg: sechzehn lange Arbeitstage = neunzig Mark. Davon etwa dreißig Mark ab. Für die Beche! Neunzig Mark war doch nicht etwa hoch gerechnet? Von frühzeitig bis abends spät hatte er gearbeitet! — Verflucht: Neunzig Mark! Die Stiefel konnten befohlt werden, daß er den Wechsel wieder hatte — dazu eine helle Sommerhose — ein paar Mark für die Feiertage...!

So, in angeregter, sonniger Stimmung setzte er sich hinter seine rotleuchtende Frühstückswurst. Später als sonst, denn die Frühstückskleute waren schon wieder hinaus und Gastwirt Herkloß, einen Lappen in der Hand, fiel schläfrig, aber mit flinkem Finger über die Bierhähne her. — „Gente kommt wohl der letzte

Binselstrich, nicht? Wenn se wolln, ich hab noch eene Bude uff d'r Rißstraße — ooch wieder 's Treppenhaus...“

Ruchenbuch stellte glückerregt das Weiteressen ein. „Natürlich! Natürlich!“ Er kam eilig hinter seinem Tisch hervor. „Bloß noch een paar Quadratmeter Delfarbe, dann wird abgerechnet, daß keen Irrtum entsteht, un dann —“

Herkloß unterbrach in lässiger Behäbigkeit den überfröhlichen Wortschwall. „Abrechnen? Ich hab nisch mehr zu kriegen.“

Ruchenbuch lachte. Ein guter Wit. „Aber ich!“

Der Gastwirt blickte in unerfütterlich behäbiger Ruhe von den bereits goldig flimmern den Säbnen auf. „Mir sinn quitt. Die Farbe hab ich gekooft, Leiter, Pinsel... Un dann hier — 's Essen und Trinken!“

Ueber Ruchenbuchs Gesicht zog eine Welt voll naivem Erstaunen, allmählichem Begreifen und wachsender Enttäuschung. Also alles zum Teufel: Der Wechsel mit den Schuhen, die helle Hose, das Feiertagsgeld? „So sol' Mal' Unsonst schinden soll ich mich!“

Federzeichnung.

Nun deckt der Schnee das stille Land:
Verträumt und weiß liegt Wald und Feld.
Ein müder Winterhimmel spannt
Sich sonnenlos ob deiner Welt.

Braungrüne Binsen stehen starr
Am Graben. Erlen schneeumbauscht
Dahinter. Träge, mit Geschnarr
Ein Krähenvolk die Luft durchrauscht.

Am Himmelstrand ein dunkler Strich:
Ein Föhrenwald. Ein Turm davor.
Und Rauch und Dächer heben sich
Mattgrün aus weißem Nebelflor.

Dein Auge sucht... Ist das die Welt,
Die deines Frühling's Blüten sah?...
— Verträumt und weiß liegt Wald und Feld:
Der Schnee deckt alles fern und nah. —

Ludwig Vessén.

Und nun brach ein wilder Wortsturm los, ein Durcheinander von Behauptungen. Billiger wie der drüben habe er die Arbeit machen wollen! Und über Arbeitslohn sei ein Dreck vereinbart! So ungefähr war Herkloß aus dem Madau heraus zu hören.

Giftig schreiend standen sie einander gegenüber: Der behäbige, kompakte Herkloß, mit seinem dicken, kloßigen Kopf, den er drohend gegen den kleinen, platten Malerschädel hinunterstreckte. So verharren sie ein Weilchen. Herkloß wie eine zur Bissigkeit gereizte, faule Bulldogge — Ruchenbuch wie ein Wiesel, das mit listigen, kleinen Augen den Moment ablauert, um dem größeren Tiere in den Nacken zu springen.

Blötzlich, wie ein Wirbelwind, drehte der aufgebrauchte Malergeselle um, lief mit den kleinen, gewandten Beinen eilig zur Tür, schlug sie lärmend hinter sich zu und war mit einigen Sprüngen auf seiner Leiter. — Augenblicklich wollte er fertigmachen. Einige Pinselstriche — und dann die Forderung einklagen. Dem Schuft wollte er die Bude wirklich anstreicheln!

Und er rutschte, nervös arbeitend, auf den Sprossen der Leiter umher. Er zitterte vor Erbitterung, zitterte, als sei ihm schwindlig zumute.

Nie hatte Herkloßens Busset einen solchen Andrang auszuhalten gehabt. Auf der Straße, vor dem neugemalten Hausflur zerstreute sich

ein Trupp Menschen, die Straße hinauf und hinab erzählend in endlosen Vermutungen. Ach, der arme Teufel! Direkt von der Höhe der Leiter mußte er gestürzt sein. Und gleich auf's Genick! „Wer denn?“ frugen Freunde. „Nun, der kleine Maler. Vorhin is er fortgeschafft worden. Tot. Zwölf Wochen hatte er bummeln müssen. Herkloß wollte ihm was verdienen lassen, und vorhin, kurz vorm letzten Binselzug, bricht er's Genick!“

Und alle, die den kleinen, flinken Maler gekannt, gingen gesprächsweise, unbewußt zu Herkloß, drängten sich erzählend am Büfett zu einem Hausen und ließen den Toten in all seinen Eigenheiten auferstehen.

Zum soundsovielten Male mußte Gastwirt Herkloß aus Ruchenbuchs letzten Tagen erzählen? „Herrgott, der arme Teufel! Nee, — ich seh'n noch hier sitzen und essen, vor lauter Arbeitsfreude. Da will mer nu so 'n armen Teufel was verdienen lassen — und un bricht er's Genick.“ — Herkloß wischte an den Augen herum. „Stamm hat der kleine Kerl gesagt: Na, Herr Herkloß, noch 'n paar Binselstriche — da fällt er uff's Genick! Na — wenigstens hat er sei Geld vorzuschußweise weggeholt —“

Die Gäste tranken in pietätvoller Nüchternheit aus und bestellten frische Schnäpse... Der Herkloß war nun einmal ein waderer Kerl — ganz anders als andere Wirte.

„Uff uns arme Luder lauert ähm der Tod überall!“ sagte der Maurer Triebel. Dann stieß er einen kalkbespritzten Kollegen an. „Trink aus, Emil, mach eene Beche — Herkloß Gustav läßt een Arbeiter ooch was zukomm.“

„Jeses nee,“ meinte Herkloß, mit schlichter, fauler Handbewegung abwehrend, „wenn mer so 'n arm Luder, wie Ruchenbuch, aus der Patzche helfen kann! Eh merr das Geld een Meester in Hals schmeißt, läßt merr doch lieber 'n kleen Mann was verdienen.“

„Un nu hat der kleine Ruchen 's Genick gebrochen, trotz Deiner Gutmütigkeit, Herkloß! Trotz Deiner Gutmütigkeit...“

Aber Herkloß wies jedes Lob schlicht von sich. „Gott, eh ich das Geld een Meester in Hals schmeiße, da doch lieber 'n kleen Mann!“

Dieser schlichte Edelmut des Gastwirts mußte sich selbstverständlich in dem kleinen Borortviertel herumsprechen. Der tote, kleine Maler verschwand sogar bald neben der von der Borortbevölkerung mit allerhand Heilandszügen ausgeschmückten Gastwirtsfigur. Gustav Herkloß aber behielt hartnäckig die gleiche, behäbig-scheidene Geste. „Jeses, ehe ich das Geld een Meester in Hals schmeiße, da läßt mer doch lieber een arm Luder was verdienen!“

Als der Bürgerverein ihn, den populär gewordenen, anlässlich der Gemeinderatswahl auf das Kandidatenschild hob, erreichte der Borort die höchste Wahlbeteiligung, die er je aufzuweisen gehabt. „Herkloß Gustav“ wurde gewählt. Mit stolzer Ziffer. Denn: „Arm'n Leuten läßt der was verdienen, da muß er ooch Gemeinssinn hammt,“ wie der Maurer Triebel sagte.

Jahrelang nahm Gustav Herkloß im Gemeinderat mit pomadiger Bescheidenheit seinen Platz ein. Und als er starb, lasen seine Wähler voll trauriger Behmut aus dem Nachruf des Borortblattes:

... und in Erinnerung ist noch heute die hochherzige Opferwilligkeit, mit der der Tote den seinerzeit verunglückten Malergesellen Ruchenbuch aus dem Elend der Arbeitslosigkeit zu reißen suchte. Von da an mehrten sich seine Freunde und Gäste, und bald erwies sich auch an ihm und seinem Geschäfte die Wahrheit des goldenen Spruches:
„W o h l t u n b r i n g t B i n s e n.“

Der Weihnachtswunsch. „Gott sei Dank!“ Frau Sanitätsrat Kupfer senzte erleichtert auf, legte den elfenbeinernen Federhalter auf das zierliche Schreibzeug und wandte sich zu ihrem Gatten: „Die Geschenkliste wäre wieder einmal fertig! Ich habe schon wochenlang vorher ein Grauen vor diesem entsetzlichen Stopfzerbrechen: was schenkt man dem, was schenkt man der?“

„Positiv hast Du niemand vergessen.“
„Ich wüßte nicht.“ Sie las ein Duzend Namen nebst den in Aussicht genommenen Geschenken herunter.

Der Sanitätsrat brummte beifällig, ließ den Rauch einer Zigarre in kleinen Wölkchen aus dem Munde, wiegte sich im Schaukelstuhl und sah zur Decke.

„Ja, höre mal, Martha war wohl nicht dabei?“

„Martha?“ Frau Kupfer überflog die Liste.

„Wirklich! Die habe ich vergessen! Du lieber Gott, da kann man ja sein Hirn noch mal zergrübeln!“ Mit einem tiefen Seufzer nahm sie die Feder und schrieb: „Martha.“ Dann setzte sich der Halter nach der Nase zu in Bewegung und verharrete dort.

„Ja, was denn nun gleich? Sie hat in den zehn Jahren wohl schon alles bekommen, was man einem Dienstmädchen schenken kann. Rate mir doch nur, Alfred!“

Er fand dies, sie das. Aber alles wurde schließlich wieder verworfen, weil es „unpraktisch“ oder „nicht für ein Dienstmädchen passend“ sei. Bis Herr Kupfer sagte: „Ja, höre mal: ich habe keine Lust, mir bis Witternacht darüber den Kopf zu zerbrechen. Dir fällt nichts ein, mir nicht. Also: rufe sie, und sie mag sich etwas wünschen.“

„Ja, das einfachste!“ Frau Mat drückte auf einen Knopf und der gewünschte Mensch war da. Mit nackten Armen und nasser Schürze: „Verzeihung, gnädige Frau, ich bin beim Aufwaschen.“

„Sagen Sie mal, Martha, mein Mann und ich möchten Ihnen eine recht große Freude zu Weihnachten machen; wir finden aber nichts. Was wünschen Sie sich?“

„Was ich mir —?“ Ganz erstaunt, verlegen und ratlos stand das Mädchen.

„Ja, reden Sie nur.“ Der Mat nickte freundlich. „Es hat ja keinen Sinn, etwas zu schenken, was dem Beschenkten keine Freude macht. Na, und praktisch soll es doch auch sein.“

„Gewiß, Herr Mat. Aber ich weiß wirklich nicht —“

„Sie werden doch irgendeinen Wunsch haben!“ Der Federhalter tanzte ungeduldig auf der Schreibplatte. „Jeder Mensch hat Wünsche. Also: wenn es in unserer Macht steht —“

Martha fingerte an ihrer nassen Schürze herum: „Es kommt mir so plötzlich . . .“ Eine ganze Menge Wünsche schossen wirr durcheinander in ihrem Kopf hin und her. Aber ob sie „praktisch“ waren und nicht zu unbescheiden — das hätte erst einiger Ueberlegung bedurft. Doch plötzlich wurde sie rot vor Freude; die Augen begannen zu leuchten, das ganze Antlitz strahlte. Hastig sagte sie: „Ach ja, gnädige Frau, Herr Mat, einen großen, großen Wunsch habe ich. Ich habe mir bis jetzt nur noch nicht getraut, davon zu sprechen. Wenn sie mir den erfüllen wollten, dann wäre ich Ihnen herzlich dankbar!“ Sie zitterte vor Eifer und hoffender Erwartung.

Der Mat zog ein wenig bedenklich die Stirnhaut hoch: „Was kostet es denn?“

Und seine Frau fügte etwas übereifrig hinzu: „Ja. In den entsprechenden Grenzen müssen Sie natürlich bleiben; das versteht sich von selbst.“

„Ach Gott, kosten — eigentlich nichts. Das heißt, höchstens das Reisegeld. Wenn Sie mir das —“

„Reisegeld?“ Madame fuhr auf ihrem Schreibfessel herum und sah auf das Mädchen wie auf ein Wunder. Der Mat hemmte mit einem Ruck die Bewegungen des Schaukelstuhles: „Reisegeld? Verreisen wollen Sie?“

Martha nickte in frohem Eifer: „Wenn Sie mir das erlauben wollten! Mein Vater wird siebzig Jahr . . . er ist immer so allein. Es wäre so schön! Gar nicht anmelden tät ich mich! Und am Heiligabend käme ich dann plötzlich wie ein Weihnachtsmann zu ihm 'reinspaziert! Was für eine Freude der alte Mann hätte, das glauben Sie nicht! Weinen würde er. Und ich auch!“

„Ja . . .“

„Um . . .“

Schweigen. Stille. Nur der elfenbeinerne Federhalter tanzt auf der Schreibplatte . . . tick . . . tick . . .

Martha war ganz hingerissen von ihrem Einfall: „Denken Sie doch: zehn Jahre bin ich bei Ihnen.

Nur einmal in der ganzen Zeit war ich zu Hans: als meine Mutter starb. Das ist nun auch schon wieder an die sechs Jahre her . . .“

„Ja . . .“

„Um . . . Was meinst Du, Mäuschen?“

„Ach! Der Federhalter schien die Platte durchbohren zu wollen.“

„Es geht nicht, Alfred!“

„Ja, Martha, Sie hören . . .“ Der Mat sah ehrlich bedauernd, mit einem verlegenen Blide, auf. „Aber warum? Ich will ja nichts weiter haben, Herr Mat, nichts, nichts, nichts! Auch das Reisegeld kann ich noch allein bezahlen . . .“

Frau Kupfer erhob sich: „Ich wundere mich über Ihren — Wunsch, Martha! Sie müssen selbst wissen, daß das einfach unmöglich ist. Heiligabend kommen alle unsere Kinder. Am ersten Feiertag, na ja, da ginge es; wir sind geladen. Aber am zweiten Feiertag haben wir Gesellschaft. Also!“ Ein Achselzucken.

„Wenn gnädige Frau sich eine Aufwärterin nehmen wollten?“

„Eine Aufwärterin? Auf keinen Fall! Prinzipiell nicht! Fremde Personen im Hause? Das wäre das neueste. Dazu ist mir mein Silbergeschirr zu lieb!“

Martha schluckte in sich hinein.

Der Mat tröstete in seinem sanftesten Tone: „Wünschen Sie sich etwas anderes, Martha.“

„Kein!“ Martha stieß es unter heftigem Schluchzen heraus: „Dann will ich gar nichts haben! Nichts, nichts!“ Kehrete sich um und war aus der Tür.

Herr und Frau Mat blickten sich erstaunt an.

„Dienstbotentrost!“ jagte sie.

Und er: „Das war ja ein ganz verrückter Wunsch! Und ich habe Martha immer für ein bescheidenes Mädchen gehalten!“

„Bescheiden!“ Frau Mat lachte empört auf.

„Na, das wäre eine nette Weihnacht für uns geworden, ich danke!“

Der Winter hält, dem Kalender nach, in diesen Tagen seinen Einzug in den Gegenden unserer Breiten. An den Kalendertermin pflegt freilich er, ebensowenig wie die anderen Jahreszeiten, sich zu halten. Er kommt und geht, wenn er will. Seine Kälte verspüren wir oft schon im Oktober und ebenso oft können wir sein Nahen erst auf Mitte Januar ansagen. Zahlreicher Art sind die ersten Anzeichen vom nahenden Winter. Meist sind es die Nächte, die ihn künden. Die Erscheinungen des Meißes geben am ehesten Aufschluß über bevorstehende Kälte. Schon das Novemberwetter pflegt sich durch seine Unbeständigkeit, durch schroffe Uebergänge von Wärme zu Kälte, und umgekehrt, auszuzeichnen. Für den Winter charakteristisch ist in erster Linie der Schnee. Für die Pflanzenwelt der nördlich gemäßigten Zone ist er ebenso notwendig wie die Sonnensonne. Auf tausend Erscheinungen des Winters legt das suchende Auge Wert: auf die Bildung der Eiszapfen, auf die Art des Meißes, auf die Gestalt der Schneeflocken, auf die Richtung, aus der der Wind weht usw. Von den Sternen sagt man z. B., daß sie strengen Frost künden, wenn sie hell am Himmel funkeln. Unter anderm glaubt man auch, daß, wenn am Hagestrauch viele Knospen im Winter erscheinen, das Sommerkorn sehr volljährig sein wird. Hängen lange Eiszapfen am Dachfirst, so wird auch das Sommerkorn lang werden, sind sie nur kurz, dann ist es um die Ernteausichten nicht sonderlich gut bestellt. Starke oder schwache Meißerscheinungen deuten ähnliches. Besonders charakteristisch für den Verlauf des Winters sollen aber die letzten Dezembertage sein, in denen, dem Volksglauben nach, „die milde Jagd“ umgeht. Wenn dann die Tage merklich zuzunehmen beginnen, verringern sich die auf den Winter bezugnehmenden Deutungen mehr und mehr; der Frühling tritt in seine Rechte und läßt aus den Erscheinungen des Winters Schlüsse auf seine voraussichtliche Art und Gestaltung ziehen. Schon mit dem Februar setzen wieder die Frühlingswetterreime ein; die Vernachlässigung des Winters nimmt einen immer stärkeren Umfang an und an Stelle der Frostwirkungen treten wieder die Wirkungen der alles belebenden Sonne.

Die Wetterreime, die sich auf die kalte Jahreszeit beziehen, sind im Vergleich zu den auf die anderen Jahreszeiten bezugnehmenden etwas spärlicher geartet. Wir zitieren hier eine kleine charakteristische Auswahl dieser Sprüche:

„Der Winter bleibt nicht aus, kommt er nicht früh, so kommt er spät ins Haus.“ „Der Winter kommt zu seiner Zeit, und war er noch so weit.“ Mit der winterlichen Unfruchtbarkeit haben es einige Bauernregeln zu tun: „Der Winter ist ein Verzehrter, der Sommer ist ein Beschärer.“ „Winter

und Sommer haben verschiedene Sinnen, der Winter muß verzehren und der Sommer gewinnen.“ Mat muß der Winter kommen, sonst taugt er nicht. „Wenn man den Winter soll loben, so muß er frieren und toben.“ Argendwo stellt sich die Kälte immer ein: „Weißt der Vormünder aus, so kommt der Nachwinter mit Frost und Braus.“ „Weißt der Winter zu fern, nachwintert es gern.“ „Sperrt der Winter früh das Haus, hält er sicher nicht lange aus.“ Von Wintervollmond heißt es: „In der Winternacht zeigt der Mond die höchste Pracht.“ Die kalte Jahreszeit muß vor allen Dingen Schnee bringen: „Eine gute Decke von Schnee, bringt das Winterkorn in die Höhe.“ „Ein Winter ohne Schnee, tut den Bauern weh.“ „Viel Schnee, viel Heu, aber wenig Korn und Obst dabei.“ Ein strammer Winter läßt einen guten Sommer erhoffen: „Auf harten Winterfrucht folgt gute Sommerfrucht.“ Ein lauer Winter hingegen bringt Krankheit: „Winter weich, Kirchhof reich.“ Schnee und Kälte dürfen in Hülle und Fülle kommen, aber kein Regen: „Im Winter darf man nicht um Regen bitten, im Sommer ist er gern gelitten.“ Auch einen Trostspruch gibt es: „Nach Winters Leid kommt Sommers Freud.“ Gewitter sind in der kalten Jahreszeit selten, doch kommen sie vor: „Donner im Winterquartal, bringt Kälte ohne Zahl.“ Um den Vollmond herum ändert sich meist das Wetter: „Heller Mond und strenge Kälte lange nicht zusammenfällt.“ Auch das Bild ist ein guter Wetterprophet: „Schwacher Walg am Wiltde zeigt an des Winters Milde.“ Schon der Dezember gibt dem Winter den Charakter: „Dezember veränderlich und lind, der ganze Winter ein Kind. Vom Januar heißt es sodann: „Januar kalt, da gefallt; Januar warm, daß Gott erbarm!“ Der Februar ist der letzte, aber auch der sicherste Termin für die Kälte: „Wenn der Winter sich nicht in Hornung stellt ein, so wird es bis Ostern gar grimmig sein.“ Vom März endlich heißt es: „Schnee, der erst im März weht, abends kommt und morgens geht.“ Schließlich sagt man noch: „Zu der Winter hell und weiß, kommt der Sommer sicher heiß.“

So hat der Volksmund für alle Erscheinungen des Jahres seine Sprüchelein, die nach rückwärts oder nach vorwärts deuten und dem, der an derartige „Auskünfte“ glaubt, Bescheid geben auf Fragen, die die Neugier an den Verlauf der Witterung oder ähnliche Dinge stellt. Als ein Stück lebendiger Volkstum verdienten sie immerhin einige Beachtung; ein Grund, der auch uns veranlaßt hat, einzeln solcher Bauernregeln an dieser Stelle zu registrieren.

Gesetzmäßigkeit in der Vererbung. Kreuzungen von Pflanzen vorzunehmen, ist schon immer versucht worden. In diesen Kreuzungen aber Gesetzmäßigkeiten aus sicheren Befunden abzuleiten, das ist das Verdienst Gregor Mendels, bei dessen Experimenten Dr. C. Reichmann in seiner Schrift „Die Vererbung als erhaltende Macht“ (Veröffentlichung der Gesellschaft Kosmos, Stuttgart, Franckhsche Verlagsbuchhandlung, Preis 1 Mk.) des längeren verweilt. Dr. Reichmann führt dort aus:

„Ich will mich bemühen, eine kurze Darstellung dieser Versuche zu geben. Mendel kreuzte z. B. Erbsen, von denen die einen rot, die anderen weiß blühten. Er kreuzte sie nach beiden Richtungen: einmal also brachte er Blütenstaub der rotblühenden Erbsen auf die Narbe der weißblühenden; das andere mal wurde umgekehrt die Narbe der rotblühenden mit Pollen der weißblühenden Erbsen bestäubt. Das Ergebnis war stets gleich. Immer blühte nämlich der aus dem Samen so behandelte Pflanzen gezogene Bastard rot; er blieb also stets dem einen seiner Eltern vollkommen. Das ist auffallend. Denn nach allem, was der Leser bisher erfahren hat, wäre zu erwarten, daß der Mischling eine Mittelstellung zwischen seinen Eltern einnahm, in unserem Falle also etwa rosenrote Blüten aufwies. Allein der Erbsenbastard blüht ausnahmslos rot. Hier gewinnen wir gleich einen interessanten Einblick in die Geheimnisse der Vererbung. Der ihrer Verbindung entsprossene Bastard beweist uns, daß das Merkmal des einen von seinen Eltern das entsprechende des anderen völlig zu verdecken vermag. Denn von der weißen Blütenfarbe läßt sich an ihm keine Spur entdecken. Und doch wissen wir, daß jede der beiden Geschlechtszellen, aus deren Vereinigung der Bastard hervorging, die Anlagen aller Merkmale eines ausgewachsenen Individuums enthält. Im Kern der Keimzelle, die sich zum Bastard entwickelte, sind Anlagen für beide Blütenfarben vorhanden. Aber die für Rot unterdrückt die für Weiß, jene „dominiert“, diese ist „rezessiv.“

Nachdruck des Inhalts verboten!

Die Neue Welt.



Illustrierte Beilage

für

Wissenschaft, Belehrung und Unterhaltung.

Jahrgang 1908.

Hamburg 1908.

Verlag der Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co.

